

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

83 (10.4.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Kampf ums Dasein oder gegenseitige Hilfe?

Von Eugen Hornum.

Bekanntlich ist eine der Grundlagen von Darwins Selektionstheorie der „Kampf ums Dasein“. Tiere und Pflanzen haben so wohl untereinander als auch mit ihrer Umgebung, der Nahrung, des Wohnraumes und der Fortpflanzung wegen, einen mehr oder weniger erbitterten Kampf zu bestehen, aus dem in der Regel die bestausgerüsteten Individuen als Sieger hervorgehen, die dann ihre im Kampf mit den rivalisierenden Beweisen als zweckmäßig erwiesenen und überlebensfähigen Eigenschaften auf die Nachkommen vererben.

Die Ausdehnung und Bedeutung eines solchen Kampfes unter Tieren und Pflanzen in der freien Natur darf als Naturgesetz und Entwicklungsfaktor nicht unterschätzt werden. Andererseits ist es aber gewiss unbegründet, diesen „Kampf ums Dasein“ als das Hauptelement der Entwicklung zu bezeichnen, wie er von allzu eifrigen Darwinisten manchmal geschieht. Es kann nicht immer von einem eigentlichen, aktiven Kampf des Einzelwesens mit artfremden oder artfremden Geschöpfen gesprochen werden; oft, in vielleicht überwiegendem Grade, handelt es sich in der Natur um eine Konkurrenz, die durchaus nicht immer kampfmäßig zu verlaufen braucht. Sehr häufig wird das sich besser behauptende, dem mit ihm um die Existenzmittel oder um das Weibchen bewerbenden Individuum an gerade in der Natur so wertvollen Eigenschaften, wie Schnelligkeit, gute Sicht, Gehör, Geruch, Schlaueit, angenehme Stimme, Mut, Schönheit des Gefieders usw. überlegen und daher erfolgreich sein. Bei Pflanzen spielt hier vor allem die Widerstandsfähigkeit gegen das Klima (Hitze, Kälte, Trockenheit, übermäßige Feuchtigkeit), Bodenbeschaffenheit, Höhenlage usw. eine große Rolle.

Eine fast vollständige Verneinung dieses Kampfes oder gar eine gegenseitige Hilfe im Tierreich, wie Fürst Peter Kropotkin sie annimmt, ist vollkommen unbegründet und durch die wenigen Beispiele, welche die Natur bietet, kaum zu beweisen. Es wird nur ganz wenige Menschen geben, die irgendwie verflämmt oder verküppelt Tiere in der Natur beobachten konnten. Schwache und verkümmerte Exemplare werden nirgendwo geschützt. Solche Tiere werden vielmehr von ihren Artgenossen aus dem Herdverband ausgestoßen und gehen in kurzer Zeit zugrunde. Diese gegenseitige Hilfe im Tierreich kann sich niemals als ein die Art oder das Individuum erhaltender Faktor auswirken, geschweige denn als Hauptfaktor der Entwicklungslehre gemertet werden. Die Nichtigkeit dieses Grundgedankens — auf ein gewisses Maß reduziert — kann wohl nicht bestritten werden, soweit es sich um Pflanzen und Tiere, welche auch um instinktmäßigere Tiere handelt. Hieron kann aber die Rede nicht sein, wenn es sich um Fleischfresser, oder erst recht um Raubtiere handelt, die unter Umständen sogar einander anfallen. Oft kommt es vor, daß die Eltern ihre Jungen nach der Geburt verschren, sich um sie nicht kümmern, oder sie noch ganz jung verstoßen. Auch in der Ordnung der Vögel ereignet sich sehr häufig, daß die Eier in fremde Nester gelegt werden (Kudud), um sich der Aufsicht zu entziehen. Wenn schon das Tier gegen die eigenen Nachkommen nicht allzu hilfsbereit ist, so ist es dies im allgemeinen gegen fremde Tiere noch viel weniger.

Bisweilen hat man aber doch Gelegenheiten, gegenseitige Hilfe im Tierreich zu beobachten: Ein Hund freundet sich mit einer Katze an, schließt sie bei eventuellen Angriffen, teilt mit ihr sein Beutesüß oder das dargereichte Futter. Ich selbst konnte eine Freundschaft zwischen einem deutschen Schifferhund und einem Kanarienvogel beobachten: Vor dem durch Zufall offenen Vogelkäfig hatte sich eine Katze postiert, die sich vergebens bemüht, mit dem linken Vorderbein den vor Todesangst umherflatternden Kanarienvogel zu ertreiben. Da gewährt der Hund, welcher sich häufig in dem Zimmer aufhält, in dem der Vogelkäfig sich befindet, das leise Gebabbel der Katze. Mit lautem Gebell bringt er auf die Katze zu, welche eilfertig flüchtet. Bevor er um seinen Schicksal umläuft der Hund einmalmale ganz erregt den Käfig und gibt sich erst zufrieden, als er bemerkt, daß dem Vogel nichts geschehen ist.

Eine Begebenheit von gegenseitiger Hilfe unter zwei verschiedenen Vogelarten verdient ganz besonders deshalb Erwähnung, weil sie der größte deutsche Dichter — Goethe — erlebte: Goethe hatte einige Jahre vor seinem Tode zwei Zaunkönige, die, kaum dem Nest entwachsen, auch schon davonflogen. Einige Tage darauf fand Goethe seine Auster in dem Nest eines Rotkehlchenspaars, von dem die jungen Zaunkönige zusammen mit den eigenen Jungen gefüttert wurden. Goethe als Naturforscher geriet darüber sehr in Erstaunen und soll gesagt haben: „Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines

Fremden als etwas Naturgesetzliches durch die Welt sinne, so wäre damit manches Rätsel gelöst.“

Einer ganz anderen Beurteilung muß die Frage der gegenseitigen Hilfe beim Menschen unterzogen werden. Es ist vor allen Dingen zu berücksichtigen, daß der Mensch ein Säugetier war und ist, und daß in solch hochentwickelten Tiergesellschaften andere Verhältnisse entstehen und verwirklichte Beziehungen sich bilden, als bei einzelnen lebenden Tieren, die nur dann und wann vielleicht in größerer Zahl vereinigt auftreten. (Beispiele gegenseitiger Hilfe beim Menschen lassen sich genug aufzählen. Man denke nur an die Sozialversicherung, an Gewerkschaften, Berufsverbände, Vereine, Parteien, Konsumvereine usw.)

Eine Entscheidung über die Frage, welche Rolle die gegenseitige Hilfe, dieses von Darwin nicht erwähnte Moment der Entwicklungslehre, insofern der Zuchtwahllehre, neben dem Kampf ums Dasein für die Entwicklung der Arten spielt, kann der Biologe nur durch jahrelanges, sorgfältiges Beobachten in freier Natur treffen.

Wo bleiben die Schwalben?

Von Ernst Edgar Keimedes.

Ebenso wie die Störche, mit deren Ausflügen man in ornithologischen Kreisen bereits rechnet, werden auch die Schwalben, die Boten der warmen Jahreszeit, in Mitteleuropa von Jahr zu Jahr seltener; eine bedauerliche, aber unbefriedigbare Tatsache. Weil sie gleich den Störchen die Gewohnheit haben, jedes Jahr ihre Nistplätze wieder aufzusuchen, kann man aus ihrem Fortbleiben mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß sie auf irgend eine Weise umkommen. Auf dem Wege ist in den letzten Jahren das Ausbleiben der gewöhnlichen Schwalbenart vielfach genau beobachtet und a. B. in einem Falle festgestellt worden, daß von 270 Schwalbenfamilien, welche im Herbst fortzogen, im nächsten Früh-

Malzeitung 1931
erschienen und sofort lieferbar!
Preis 25 Pfennig
Bestellungen der Ortsvereine
und der Volksfreund-Filialen
erbiten wir umgehend an die
Volksfreund-Buchhandlung
Karlsruhe i. B., Waldstraße 28. Fernsprecher 7020/21

ling nur 2 in ihre alten Nester zurückgekehrt sind. Man ist nun in ornithologischen Kreisen der Uriahe des Verschwindens nachgegangen und zu der Erkenntnis gelangt, daß zahlreiche Schwalbenstämme in Mittelmeer und in den anliegenden Ländern umherkommen. Wenn die Tiere im Frühling dem Norden aufzogen, werden sie, namentlich in Italien, zu Tausenden und Abertausenden umgebracht und den Fabriken zugeführt, die sie zu Konsumverarbeiten.

Was den Vögel in der ardehlang, haben die Stationen betanntlich viel auf dem Gewissen. Um die armen Schwalben, die auf ihrem Flug nach Norden ohnehin schon mannigfachen Gefahren ausgesetzt sind, abzufangen, wendet man ein ganz raffiniertes, grausames Verfahren an. Im Frühling kreuzen im Mittelmeer zahlreiche Schiffe, auf denen elektrisch geladene Drähte aufgespannt sind. Wenn nun die von Afrika herüberkommenden Tiere, von der langen Reise müde, sich auf den Drähten niederlassen, sinken sie, von elektrischem Strom getötet, auf See nieder und werden dann eingesammelt. Diese bestialische Fangmethode erfreut sich schon seit längerem Jahren großer Beliebtheit, auf sie ist in erster Linie die starke Abnahme der Schwalben bei uns zurückzuführen. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Wie man wohl mit Recht annehmen darf, haben die Tiere allmählich die ihnen am Mittelmeer

drohende Gefahr erkannt und ihre gewohnte Flugstrecke geändert. Die Folge davon ist, daß von Jahr zu Jahr noch weniger Schwalben nach Mitteleuropa kommen. Will man die drohende Ausrottung verhindern, so ist es höchste Zeit, daß internationale Mahnaktionen ergriffen werden! An erster Linie müßte man auf Italien einen Druck ausüben, wo seit Jahrzehnten systematisch und mit brutaler Rücksichtslosigkeit die Jagd auf alle Zugvögel betrieben wird. Hier könnte Mussolini sich einmal reformatorisch betätigen!

Wäre es nicht zu bedauern, wenn die Schwalbe bei uns völlig ausgerottet würde? Sie gehörte von jeher zu den Lieblingsvögeln des deutschen Volkes, war zu allen Zeiten von einem Nimbus umgeben und stand schon bei unsern heidnischen Vorfahren als das heilige Tier des Wettergottes Donar in hohem Ansehen. Heute noch glaubt man, daß das Haus, an welchem sie nistet, vor Feuers- und Blitzgefahr sicher ist. Recht daher ein Schwalbennest nicht in sein altes Nest zurück, so jagt man, das Haus brennt ab oder es stirbt jemand darin. Dabei kommt es nur selten vor, daß die Schwalben ihr Quartier wechseln, es sei denn, daß man sie verjagt. Sie sind übrigens sehr autralisch und gefellig, bauen am liebsten in unmittelbarer Nähe der Menschen in Scheunen und Ställen, ja sogar in Wohnräumen ihr Nest und lassen sich in ihrem Tun und Treiben durchaus nicht stören. Schwalbennester in Bahnhofsgebäuden gehören keineswegs zu den Seltenheiten, so nisten z. B. in den Wartehäusern von Hornum (Süd) und Werningfeld seit Jahren Schwalben, die trotz des häufig recht lebhaften Verkehrs furchtlos ein- und ausfliegen und ihre Jungen betreuen.

In wech hohem Ansehen der Vogel Donars einst stand, besaß die Laifade, daß früher der Bauer mit seiner Familie den aus dem Süden heimkehrenden Schwalben bis zum Eingang des Gehöfts entgegenging, sie durch Abnahme der Nistgebe begrüßte und ihnen die Tür zur Schwärme öffnete, in der sie zu nisten pflegten. In der Stadt veränderte der Turmwächter die Ankunft der ersten Schwalbe im Frühling durch einen Horruß, wofür er auf dem Rathaus einen Ehrenruß und ein Geldegeschenk erhielt. Man glaubte, die Schwalbe bestimme sich um die Wirtschaft und blide bei ihrer Rückkehr in alle Ecken, ob überall Ordnung herrsche. Hand sie nicht alles, wie sie es verlassen, knappe Vorräte usw., so schimpfte sie in ihrer Sprache: „Als ich auszog, auszog, — hatt' ich Ritten und Ratten voll; — als ich wiederkam, wiederkam, — hatte der Sperling, der Dickopf, — alles verkratzt, alles verkratzt.“ Bekanntlich hat dieser Spruch in Rilke's Lieb „Aus der Jugendzeit“ Verwendung gefunden.

Kettet das Theater!

Vorstand und Verwaltungsrat des Verbandes der deutschen Volkshühnervereine erklären die folgende Kundgebung:

Die freie kulturelle Arbeit, das geistige Schaffen, die Kunst und ihre Organe befinden sich ausnehmend in einem Zustand härtester ideeller und materieller Bedröhung. Mehr und mehr wird die Kunstpflege ungesichert und kulturfeindlichen Bindungen unterworfen und damit ihrer freien Entfaltung beraubt. Daneben vertieft sich unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse eine Unterbewertung aller kulturellen Arbeit. Insbesondere hat sich der Kampf um die letzte Kunstpflege aufs schärfste zugespitzt.

Am Brennpunkt der seitigen Auseinandersetzungen der Gegenwart steht nicht zuletzt das Theater. Ihm gilt ein wesentlicher Teil des rückgrifflichen Ansturms; gleichzeitig ist es in einem schmerzlichen Kampf um seinen materiellen Bestand verwickelt. Inerhalb und außerhalb des Reichs drohen dem deutschen Kulturtheater die Lebensgrundlagen zu geräumen. Das deutsche gemeinnützige Theater, die besten von der ganzen Welt anerkannte einträgliche Einrichtungen, in schwerster Zeit planvoll erfaßt und zerstört, soll langsam abgedrosselt und dem Geschäftszweck ausgeliefert werden. Unerschöpfliche Werte, namentlich die Einheit zwischen Volk und Bühne, zwischen Kunst und Volk, sollen einem augenblicklichen Notstand für immer geopfert werden. Der Verband der deutschen Volkshühnervereine, in dem 500 000 künstlerisch erarbeitete Menschen in 320 Städten zusammengeschlossen sind, ist entschlossen, das heutige Kulturtheater in seinem Kampf um Freiheit und Sicherung mit äußerster Kraft zu verteidigen. Der Verband richtet an das Reich, an die Länder, die Provinzen und an die Kommunen im Ausmaß höchster Gefahr die Aufforderung, das deutsche gemeinnützige Theater als unentbehrliche Einrichtung aus fest zu werten und durch die Erhaltung dieser Pflegestätten künstlerischer Kultur die erste Voraussetzung zum geistigen und damit zum wirtschaftlichen Wiederaufbau zu sichern. Darüber hinaus ruft der Verband der deutschen Volkshühnervereine alle freien Kräfte auf zum entschlossenen Widerstand gegen den Geist des Rückschritts und gegen jede Kulturmediation.

Kind und Mann

Von Hermann Siens

Ueber achtzehn Monate lang befand ich mich bereits im Kriege; immer noch den feindlichen Geschossen entronnen, bis plötzlich ein unglücklicher Umstand als Folge einer ungenügend gereinigten Zinnhobel, meine Gesundheit angriff. Wir lagen damals vor Verdun und waren in Winterzeit nahezu acht Wochen lang nicht aus den ewig nassen Kleibern herausgekommen. Drei lange Wochen dauerte die sehr schmerzhafteste Krankheit, die mich ständig an das Lager in meinem Quartier, einem stark zerfetzten Bauernhause, von dem nur noch eine Ecke stand, gefesselt hielt. Ich entbehrte dort wohl manche jener kleinen Annehmlichkeiten der Pflege, welche im einzelnen zwar ein Nichts sind, in ihrer Summe jedoch einen nicht zu unterschätzenden Faktor zur Gesundheit bedeuten. Jedoch wollte ich nicht von meiner Truppe weg in eines jener schmutzigen, kleinen von Ungesiefern starrenden Lazarett nicht hinter der Front, vor denen mit mehr Graue, als vor den Granaten der englischen Geschütze, die uns häufig umfingen. Dazu kam noch, daß infolge eines läden Sturmes, der um weitere Wochen zurücklag, in meinem rechten Handgelenk eine Schwäche zurückgeblieben war, die mich für längere Zeit zu schwerer Pionierarbeit untauglich machte.

So kam es, daß man mich nach meiner teilweise Genesung eine Zeitlang an einer Stelle etwa fünfzehn Kilometer hinter den Linien auf einem Posten verwendete, bei dem man weniger des starken Armes, als raschen Denkens und verantwortlichen Pflichtbewußtseins bedurfte.

Zwischen den Dienststunden besuchte ich noch die Sprechstunden des Sanitätsarztes und hatte infolge starken Andranges dort manchmal länger Ruhe zu warten, als ich Zeit besaß, um unbeschäftigt zu sein.

Auch heute war ich beim Arzt, Wohl dreißig Mann standen noch vor mir zur Behandlung. Der Wartezimmer diente in Friedenszeiten als Küche. Er war verräuchert und ein Teil der vordem benutzten Geräte hing noch an den Wänden. Zwei Landwehrlente, die Hände des roten Kreuzes am Arme, eiften mit Glasefäßen hin und her. Ein junger freiwilliger Sanitätsjobat saß vor dem einzigen Tisch des Raumes neben dem Kamin und reinigte eine russische Weste. Ein blutjunger Mensch, von höchstens sechzehn Jah-

ren, mit den weichen unfertigen Zügen seines Alters, dem nur der Kriese die Augen vorzeitig erster gemacht haben mochte, als sie solch jungen Menschen sonst eigen sind. Die Instrumente waren längst blank und doch fuhr er mit dem weichen Flanellstuch immer und immer wieder wie spielend über die vernickelten Teile, in knabenhaftem Eifer betretend, das höchste Erreichbare an Glanz herauszuwickeln.

Und merkwürdig, im Verhalten dieses scheinbar wecklos spielenden Eifers und dieses kalten Kindes kam mir plötzlich eine Gedankenteile, mich in ihrem Schlußakte zwei Jahre zurückversetzend. Ich farrte in die Glut des Romanfeuers und aus ihr entwichen mir in rascher Reihenfolge Menschen und Szenen.

Der Schneesturm raste durch die Strahlen des alten Heideberg. Wir saßen in einem einfach, doch wohllich eingerichteten Zimmer um den Tisch. Der russische Jude Aron Steindorf, ein Schmiedeaer, sehr junger Mensch, der noch an seiner juristischen Dissertation arbeitete, der große breitschulterige Ivan Swiatikoff, der etwas verspätet Jurisprudenz studierte und ich.

Aron Steindorf, mit dem trotz seiner Jugend bereits durchgeleiteten Kopfe, der großen, wohl zu früh ausgefallenen Ruhe in den Bewegungen, die mit dem Preis seiner Jünglingsjahre erkaufte war, und der dreißigjährige Ivan Swiatikoff mit dem rein geschnittenen Profil, dem frühzeitig anseeranten dichten Haar und der bebenden Beweglichkeit, bildeten zwei starke äußere Gegensätze.

Der eiserne Füllhorn strahlte genügend Wärme aus, um das Gefühl des Geborgenheits auch in den weniger aufeinanderplaudernden Meinungen innerhalb der gepflogenen Gespräche zum Ausdruck zu bringen. Den Anfaß weiß ich nicht mehr, jedoch wir hatten über Kinder gesprochen. Das Thema ist unerschöpflich und man hat zu achten, sich in ihn nicht zu verlieren. So streiften wir auch den Spieltrieb und müssen jedenfalls an dieser Karte geebt sein. Denn Ivan, der bisher dem Gespräch Führung gegeben hatte und dessen Sachlichkeit selbst von seinen Gegnern anerkannt wurde, griff mit einer Erzählung ein.

Der Kampenshirm war so weit heruntergezogen, daß die Gesichter noch im Banntreife seines Schattens lagen. Auf der in bunten Farben gemulterten Tischdecke stand eine flache alte Wachsuhale aus dunkler Bronze und eine kleine bauchige Vase aus Messing, in welche der achtschick Meißel eines arabischen Kunstschmiedes Koranprüche eingetrieben hatte. Sie diente als Zigarrenbehälter

und bligte an den erhabenen Stellen in welchem Schimmer des vom Lichte getroffenen Messings auf. Aus der grünlichen Dämmerung des Zimmers heraus läute die sonore Stimme Swans:

Es sind jetzt neun Jahre her. Ich war damals ein junger Student im Alter von zwanzig Jahren. Mein Kopf war voll von Befreiungsplänen für das russische Volk. So hatte ich kurze Zeit nach dem Abbruch von Tomsk, wo russisches Gefindel unter der Führung von politischen Polizisten, verächtlichen Kreaturen des Jaren, zwölfsundern freiwillig geknüete Menschen getötet hatten, einer abeheimen Veranlassung beigezogen. Wir waren verhaftet und nach langem Verfahren verurteilt worden.

Der Zar hatte mich damals auf viele Jahre nach Sibirien geschickt.

Einem anderen Politischen, Boris Stroganoff, und mir war es vier Jahre später nach langen Vorbereitungen gelungen, des Nachts aus dem Verbanngesängnis zu entfliehen. Wie, das erzähle ich ein anderes Mal. Genau, wir jagten beide, die Gefängnismauern hinter uns lassend, über die bestreute, mehrere Werst vollkommene kalte Ebene hinweg, einem niedrigen Birkengehölze entgegen. Am Rande desselben einigten wir uns rasch über die weiter einschlagende Richtung und eiften dann im hellen Schneetreiben, ohne uns irgendwo aufzuhalten, durch Vorgehölze und kleine Lichtungen in den höfstmümmigen, sibirischen Wald. Er war an manchen Stellen so dicht, daß der Schnee in gewaltigen Lagen auf seinen Kronen und um den Fuß der Stämme schwarzer Moosboden sichtbar wurde. Das Wachstum unter dieser Lichtgäubern war spärlich und uns deshalb ein verhältnismäßig rasches Vorwärtskommen möglich.

Wohl über zwanzig Stunden mochten wir in gerader Richtung geschritten sein, ohne lange zu rufen. Boris trug in einem Reintuch, das die getrockneten Brotreste, welche wir seit langen Wochen aufgespart hatten. Die Saalgefäße hatten vergrößert, dafür zu sorgen, daß unser Entweichen nicht vor Tag entbedt würde. Durch die Nacht, den Tag hindurch bis wieder in die Nacht hinein waren wir schon unterwegs und befanden uns im tiefen Wald. Blötzlich am Rande einer Lichtung wurden wir von zwei großen Sundeln mit dumpfen Knurren angefaßt und drückten uns an einen mächtigen Baumstamm. Die beiden Stöde, welche wir unterwegs aufgefunden hatten, hielten wir zur Verteidigung bereit. Das stärkste Licht der Sonne von den Zweigen und eine Männerstimme fragte heblaut: „Wer ist da?“

(Fortsetzung folgt.)